



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Griechische Reiseskizzen : 3. Attische Tage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

teile Zonen, und nach Reine werden von manchen diese Zonen für Verbindungen von Atomen chemischer Elemente mit elektrischen Atomen gehalten, sodaß also positive und negative Elektrizität als chemische Elemente behandelt werden, und die Meinung, die längst für überwunden galt, wieder auftaucht, positive und negative Elektrizität seien zwei Flüssigkeiten. Hartmann hält es für möglich, daß man sich durch weitere solche Entdeckungen genötigt sehen werde, auch in der Optik zu Newtons Emissionstheorie zurückzukehren, also das Licht für ein Element zu halten, glaubt aber, daß in diesem Falle die Undulationstheorie nicht preisgegeben, sondern mit jener verbunden werden werde. Es mag zum Schluß noch daran erinnert werden, daß es Kant ist, der die dynamische Konstruktion der Materie begründet hat. Liebmann faßt (Gedanken und Thatfachen II, S. 129) Kants Lehre in folgenden Sätzen zusammen. „Alles Materielle ist undurchdringlich; Undurchdringlichkeit aber beruht auf dem Widerstand oder der Repulsion, die ein Körper oder Körperteilchen oder punktuell Kraftzentrum auf andre Körper oder Körperteilchen oder punktuell Kraftzentra ausübt. Wäre nun diese Repulsion die einzige der Materie zu Grunde liegende Kraft, so würde das Materielle, da sich die Monaden abstoßen, im unendlichen Raume zu unendlich geringer Dichtigkeit verflüchtigen müssen, und es würde also leerer, nicht erfüllter Raum zustande kommen. Darum bedarf es einer zweiten, die Abstoßung einschränkenden Grundkraft, der Attraktion, die die Verflüchtigung hindert. Wirkte die Attraktion allein, so würde sich das Materielle in einem einzigen Punkte zusammenziehen, folglich, ebenso wie bei alleiniger Wirksamkeit der Repulsion, ein leerer Raum, aber kein Körper zustande kommen. Wenn aber Attraktionskraft und Repulsionskraft, sich gegenseitig einschränkend, in gesetzlich bestimmter Weise zusammenwirken, dann entsteht das, was man einen Körper nennt. Die Körper sind krasterfüllte Räume voll raumerfüllender Kräfte.“ Liebmann bemerkt zu dem letzten Satze: „Das ist ein Pleonasmus, aber er ist beabsichtigt.“

(Schluß folgt)



Griechische Reiseskizzen

3. Attische Tage



Während die Südländer vorwiegend Stadtmenschen sind und ihr Hauptvergnügen darin finden, abends auf der Piazza ihrer Stadt zusammenzustehn, oder in den Straßen zu flanieren, oder auf dem Trottoir vor einem Café stundenlang bei einem einzigen Getränk zu konversieren und Zigaretten zu rauchen, treibt es uns Nordländer, wo wir auch hinkommen, in die Weite. Wir können keinen Berg sehen, ohne von heißer Sehnsucht, ihn zu besteigen, ergriffen zu werden, keinen Wald,

ohne das Bedürfnis zu empfinden, ihn zu durchstreifen, kein fließendes Gewässer, ohne den Wunsch zu hegen, womöglich seine Quelle auszuspüren. Im Süden habe ich diese Sehnsucht sogar immer doppelt stark empfunden. An unsre mitteldeutschen Gebirge ist man bald gewöhnt; wie das eine aussieht, so sieht ungefähr auch das andre aus. Auch die Alpen haben durchaus nordischen Charakter. Im Süden aber ist alles anders, nicht nur die Vegetation und der Charakter der Bergformation, sondern auch der Himmel und die Luft. Man sieht bei der großen Klarheit der Atmosphäre meilenweit ins Land hinaus; Berge erheben sich fast greifbar nahe, alle ihre Falten und Schluchten treten unumhüllert zu Tage. Das zieht mächtig an, täuscht freilich auch nicht selten über die Entfernung. Man rückt am frühen Morgen aus und denkt, zu Mittag zurück zu sein, aber der Berg lockt zwar immer in gleicher Klarheit, scheint aber beständig vor dem Wanderer zurückzuweichen, man kommt ihm nicht näher.

Wir Nordeuropäer sind von Haus aus geneigt, die Umgegend jeder Großstadt für hochkultiviertes Land zu halten, wo es an jedem einigermaßen schönen Punkte großartige Vergnügungsetablissemments giebt, und man zum mindesten überall anständige Verpflegung und Unterkunft findet. Wer mit solchen Ideen von Athen aus Ausflüge aufs Land unternimmt, wird eine furchtbare Enttäuschung erleben. Einzig und allein die langgezogene Hafenbucht des Phaleron am Fuß der Munychia, wo die Athener ihr sommerliches Seebad haben, und wohin auch eine Trambahn führt, ist mit einem modernen Restaurant und sogar mit einem Sommertheater versehen. Auch in dem hübschen Villenort Kephissia, wo die wohlhabenden Athener ihre Villeggiaturen abzuhalten pflegen, giebt es erträgliche Gasthäuser. Im übrigen aber hört die Kultur auf, sobald man über das Weichbild der Stadt hinauskommt. Da findet man nur armelige Dörfer mit elenden Lehmhütten und ganz primitiven Schenken, in denen es außer stark reziniertem Wein, Mastixschnaps und dem würfelförmigen, weichlich schmeckenden, stark parfümierten Zukumi schlechterdings nichts giebt. Man muß also bei jedem größern Ausflug seinen Proviant und Wein mitnehmen.

Eine Annehmlichkeit dagegen, die besonders den von Italien und Sizilien kommenden höchlichst anmutet, ist es, daß man in Griechenland nur wenig von Bettlern belästigt wird. Auch ist die Fremdenbrandschätzung durch allerlei kleine Dienste und Verkaufsgegenstände, wie sie jenseits des ionischen Meeres so üppig in Flor steht, hier ungleich weniger ausgebildet. Die Griechen machen durchweg den Eindruck einer wohlhabendern und darum anständigeren Nation als die Südditaliener. Und doch sind ihre Staatsfinanzen mindestens ebenso zerrüttet wie die italienischen, wahrscheinlich aber noch weit mehr, was sich schon darin ausspricht, daß die Papierdrachme, die den nominellen Wert eines Franken, also von 80 Pfennigen, hat, auf nicht viel über 50 Pfennige im Kurse steht. Deshalb kommen alle europäischen Industrieerzeugnisse dem Fremden auf den ersten Blick sehr teuer vor. Man denkt zunächst nur an den Nennwert. Als ich mir für die Peloponnesreise in einem der ersten Geschäfte eine wollne Decke kaufte, prallte ich bei der Nennung des Preises *saranda pende* (45) ordentlich zurück, und doch war die Decke mit etwa 23 Mark keineswegs zu teuer bezahlt. Dieser geringe Kurs der Papierdrachme macht das Leben in

Griechenland auch so billig, indem die schon an sich nicht hohen Preise für Lebensmittel, Getränke, Wagenfahrten für unsre Geldempfindung immer noch auf die Hälfte reduziert werden müssen.

Der Grund der verhältnismäßigen Wohlhabenheit und Zufriedenheit des griechischen Volks ist neben dem geringern Steuerdruck wohl hauptsächlich in den bessern sozialen Verhältnissen zu suchen. In Griechenland ist der größte Teil des Areals bäuerlicher Mittel- und Kleinbesitz, es giebt nur wenig oder keine Latifundien, die bekanntlich schon zur Römerzeit Italiens Gemeinwohlstand vernichtet haben, es giebt auch nicht die höllischen Pachtverhältnisse, die den italienischen Landbauer in so vielen Gegenden zwingen, den besten Teil seiner Arbeitskraft für einen nichtsthuenden Gransignore zu erschöpfen. Man denke jedoch nicht, daß die Griechen etwa ein besonders ehrliches Volk wären. Vor kleinern Betrügereien im Handel und Wandel ist man keineswegs sicher. Die Griechen waren schon im Altertum verschmiszt und zum Betrügen geneigt, der „vielgewandte“ Odysseus, dem man alles nachrühmen kann, nur nicht gerade Ehrlichkeit, war eines ihrer Heldenideale, und lange Knechtung unter dem türkischen Joche hat das Volk auch nicht hiedrer und rechtschaffner gemacht, denn „die Hälfte der Tugend nimmt Zeus dem Manne, wenn ihn der Tag der Knechtschaft ergreift.“ Aber die Griechen zeigen im Verkehr mit Fremden nicht die kriechende und doch unvereschämte Aufdringlichkeit und nicht die plebejische, winselnde Klettenhaftigkeit des Süditalieners. Wie stark die Griechen mit Slaven und Albanesen gemischt sind, ist bekanntlich eine offene Frage, aber eine reinere und edlere Rasse stellen sie jedenfalls dar als das aus dem Abhub des Orients und des Occidents zusammengebraute Völkergemisch Unteritaliens. Darum ist ihre Haltung und ihr ganzes Auftreten stolzer und selbstbewußter. Nach diesen Vorbemerkungen komme ich zu den attischen Tagen selbst.

Als bloßer Spaziergang ist zu rechnen die Besteigung des Lykabettos, des steilen Kegels, der mehr noch als die Akropolis das Wahrzeichen Athens ist. Von dem Gipfel, den eine Kapelle des heiligen Georg krönt — bei uns würde es ein fashionables Restaurant sein —, genießt man eine herrliche Rundsicht, die im Baedeker teilweise abgebildet ist. Sie ist das Gegenstück zur Akropolisansicht, ist nur ungleich umfassender, weil der Lykabettos 277 Meter, über 100 Meter höher ist als die Akropolis (156 Meter). Wer das Frühaufstehn nicht scheut, der wird gut thun, sich von hier einmal den Sonnenaufgang anzusehen. Der ist hier dem Sonnenuntergang vorzuziehen, weil bei ihm die Lichtseiten der Akropolis und der Stadt dem Beschauer zugekehrt sind.

Ein schon bedeutend weiterer Spaziergang ist der nach Kloster Daphni, der hin und zurück etwa vier Stunden in Anspruch nimmt. Man kommt am Dipylon vorbei und durchschreitet auf der einst heiligen Straße nach Eleusis den herrlichen Ölbaumhain, den der Kephissos, „der Gartenfluß“ — das bedeutet der Name — tränkt. Hier kann man uralte knorrige Bäume bewundern, und die künstliche Bewässerung ermöglicht dem Bauern, unter den blaßgrünen Blättern der Olivenbäume auch noch Wein oder Getreidefrucht zu ziehn. So-

balb aber das ansteigende Terrain keine Kinnfale mehr zuläßt, beginnt dürres und wenig ergiebiges Land, und die Königliche Pulverfabrik mit ihrem Schornstein drückt dann weiter der Landschaft den Stempel trostloser Prosa auf. Nur einige Grundbaureste der Grabdenkmäler, von denen einst die ganze Straße eingefast war, erinnern, daß man hier in klassischem Lande ist. *)

Das Kloster liegt ziemlich auf der Höhe des Passes, der durch das Agaleosgebirge westwärts nach Theben und nach dem Isthmos führt. Es ist auf antiken Grundmauern errichtet. Ursprünglich stand hier ein Tempel des Apollo, mit Namen Delfina, dann wurde eine byzantinische Klosterkirche daraus, die dem heiligen Basilius geweiht war. Dann erschienen im Mittelalter französische Zisterziensermönche und führten ihren heiligen Benedikt dort ein. Drei Jahrhunderte später verdrängte diesen wiederum der heilige Basilius. Jetzt ist die Kirche von keinem Heiligen mehr bewohnt, verfallen und reizlos. Nur einige verblaßte Goldgrundmosaikcn, besonders ein steifer und strenger Christuskopf, zeugen noch von der ehemaligen Pracht und Würde. Im übrigen ist außer vielem Gemäuer und einigen Sarkophagen mit fränkischen Wappenbildern nichts Sehenswerthes mehr vorhanden. Gegenüber dem Kloster war ein Zeltlager aufgeschlagen für griechische Truppen, die dort Schießübungen abhielten. Die Soldaten hatten aber keinen Dienst, sondern lagen faul umher, und die beiden dürftigen Schenken am Wege wimmelten geradezu von Zigarettenrauchenden Offizieren.

Man thut gut, von dem Kloster noch eine halbe Stunde weiter zu gehn. Da hat man zuerst die Bucht von Eleusis vor sich, die hier wie ein rings von Bergen eingefastcr Rundsee aussieht, bis plötzlich die Straße nach rechts schwenkt, und man nun mit einemmal die thriasische Ebne vor sich hat, die zusammen mit der eleusischen Bucht eine abgeschlossene Landschaft von großartiger Einfachheit und feierlicher Ruhe, ohne sichtbare Verbindung mit der Außenwelt bildet. Hier ist die Stelle, wo der Ackerbau auf Erden seinen Ursprung genommen hat. Die Göttin Demeter selbst hat ihn den Bewohnern dieser fruchtbaren Ebne gelehrt. Ihr waren deshalb die berühmten, von Schiller besungenen Mysterien von Eleusis geweiht. Jetzt ist Lefina ein elendes Albanesendorf; doch sind in den achtziger Jahren die Propyläen und der große Weihetempel wieder aufgegraben worden, und es verlohnt sich schon, mit der Eisenbahn einmal hinüberzufahren und sich zwischen den mächtigen Säulenstümpfen mysteriös oder im Heiligtum des Hades unterirdisch anhauchen zu lassen.

Ein Ausflug, den wohl kein Athenreisender unterläßt, ist der nach dem

*) Zu diesen gehören die Reste des Denkmals der berühmten Hetäre Pythionike, der Freundin der spätern Gattin des Harpalos, des Günstlings Alexanders des Großen, der mit den ungeheuern Schätzen, die er aus Babylon entwandt hatte, nach Athen gekommen war und dort mit seinem Geld alles erreichte, was er wollte. Für das Grabdenkmal seiner Geliebten zahlte er 100 Talente (450 000 Mark nach unsrer Währung, dem Werte nach aber das Fünfsache), wovon der Architekt Charikles allein 30 Talente erhielt. Das Denkmal war ein kleiner Tempel der „Aphrodite-Pythionike.“ Er lag genau da, wo der von Eleusis kommende Wandrer zum erstenmal die Zinnen der Akropolis erblickte. Dadurch lassen sich die Reste, die übrigens höchst unbedeutend sind, mit ziemlicher Sicherheit feststellen; sie liegen links vom Wege dicht vor dem Eintritt in den eigentlichen Paß.

Piräus, und wenn es sein kann, nach der Insel Salamis. Mit dem Piräus steht und fällt Athen als Groß- und Handelsstadt. Die zackige Halbinsel war ursprünglich eine Insel und ist noch jetzt durch sumpfiges Gelände von der Stadt getrennt; schon der Name bezeichnet das „jenseits (peras) gelegne.“ Auf der Höhe von Munychia thronte der König „Einsam“ (munos). Die paar athenischen Handelschiffe, die es bis zu den Perserkriegen gab, ankerten auf der offenen Reede des Phaleron, der sich damals weiter landeinwärts erstreckte als jetzt. Themistokles und dann Perikles befestigten den Piräus, bauten seine Hafenanlagen aus und verbanden ihn durch die langen Mauern mit der Hauptstadt zu einem einzigen unangreifbaren Festungskomplex. Aus der Kleinbürgerlichen Ackerstadt erwuchs nun rasch die seebeherrschende Welt- und Handelsstadt und behauptete etwas von dieser großen Stellung trotz aller Niederlagen und Schicksalswechsel, auch unter makedonischer und römischer Herrschaft, bis der Piräus von Sulla im Jahre 86 zerstört wurde. Von da an war Athen nur noch Kunst- und Studienstadt.

Als 1835 die Regierung von Nauplia nach Athen verlegt wurde, bestand der Piräus nur aus einigen elenden Fischerhütten, und sogar sein alter Name war der venetianischen Bezeichnung Porto Leone (Löwenhafen) gewichen. Jetzt ist der Piräus aus seinen Trümmern neu entstanden und in noch rascherem Wachstum begriffen als die Hauptstadt selbst, er hat heute schon über 60 000 Einwohner und hat die übrigen griechischen Hafenstädte, sogar Syra und Patras, überholt. Er ist einer der besten Häfen, die es überhaupt giebt, und vermag auch die schwersten Linienschiffe unsrer Zeit aufzunehmen. Die Stadt zeigt natürlich ihren modernen Ursprung auch in ihrer Anlage, sie besteht aus lauter regelmäßigen Häuserquadraten, zwischen denen sich geradlinige Straßen rechtwinklig schneiden — ein langweiliges, unerfreuliches Nest mit vielen Kneipen und Magazinen. Aber die noch aus der alten Zeit vorhandnen Baureste und mehr noch die natürliche Beschaffenheit der Häfen selbst machen einen Besuch des Piräus für jeden, der sich ein wirklich lebendiges Bild vom Gange der athenischen und also der griechischen Geschichte machen will, zu einer unerläßlichen Notwendigkeit.

Herr Dr. Wilhelm, der Sekretär des österreichischen archäologischen Instituts in Athen, der, von inschriftlichen Arbeiten ausgehend, auch die alte Geschichte und Geographie in den Kreis seiner Studien gezogen hat, ein noch junger, äußerst tüchtiger und thätiger Mann, lud die in Athen anwesenden deutschen und österreichischen Archäologen an einem schönen Apriltage zu einer Besichtigung des Piräus unter seiner sachkundigen Führung ein. Wir mieteten am Phaleron eine genügende Anzahl Wagen und umfuhren die Befestigungen der Landseite bis zur Halbinsel Cetionea, wo zwei prachtvolle Rundtürme unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Leider wurde der belehrende Vortrag unsers Führers hier sehr durch einen angetrunkenen Landsmann gestört, der von unten beständig heraufrief: „Glaubts nicht, das ist der Satan, Lucifer spricht aus dem,“ bis er endlich abschwankte. Solche Szenen können einem besonders im Auslande die Schamröte ins Gesicht treiben. Denn wer sich vor einem fremden Volke blamiert, der blamiert zugleich seine Nation.

Von Eetionea aus kann man auch am besten die Verschlussmauern des Hafens betrachten, die im wesentlichen noch heute die des Themistokles sind. Doch sind neue im Bau begriffen, eine beträchtliche Strecke weiter auswärts, durch deren Vollendung der Hafen eine ansehnliche Vergrößerung erfahren wird. Wir bestiegen dann von neuem unsere Wagen und fuhren auf der breiten Fahrstraße zwischen Gebirge und Meer zunächst bis zum Throne des Xerxes, einem vorspringenden Felsen, von dem aus dieser König der Schlacht zugeschaut haben soll, und dann weiter zur Fährre gegenüber Salamis. Hier liegt am Fuße des Berges eine einsame primitive Schenke, deren Laube heute jedoch mit harmlos fröhlichen Sonntagsgästen, Männlein und Weiblein, besetzt war. Man erfreute sich an dünner klimpernder Guitarrenmusik. Es kann gar nichts Graueres geben auf Erden als die fast vegetationslosen Kalkberge des Festlandes sowohl wie der Insel, die sich hier in halbstündiger Entfernung gegenüber liegen. Die Landschaft würde einfach trostlos sein, wenn sich nicht das Meer gerade hier von seiner allerblausten Seite zeigte — ich erinnere mich nicht, es je wieder so ultramarin, so „übermeeresblau“ gesehen zu haben. Ein frischer Wind blähte das Segel unsers Fährbootes, und bald setzten wir den Fuß an den heiligen Strand von Salamis. Wir stiegen sofort den Hügel hinauf, auf dem ehemals die alte Stadt Salamis gelegen hat, und hatten nun die Ambelakibai vor uns, in der die hellenische Flotte den Angriff der persischen erwartete.

Der Zweck unsrer Exkursion war der, uns an Ort und Stelle die Unmöglichkeit der Annahme deutlich zu machen, die früher allgemein war, und der selbst namhafte Gelehrte zum Teil noch heute anhängen, daß die eine Hälfte der persischen Flotte, um die Griechen einzuschließen, die ganze Insel umsegelt habe. Das scheitert schon daran, daß das Manöver viel zu lange gedauert haben würde und ganz unnötige Schwierigkeiten und Gefahren mit sich gebracht hätte. Die Phönizier fuhren vielmehr vom Piräus her einfach am Festlande entlang und schlossen die Meerenge nach der euseischen Bucht zu ab, während die Jonier die Durchfahrt nach dem Piräus zu bewachten. Die Griechen hatten somit gegen zwei Fronten zu kämpfen, aber ihr rechter Flügel war durch die lange, felsige Landzunge von Rhynosura gedeckt. Die ganze Gegend zeigte sich uns in dem leuchtenden Glanz der Sonne wie plastisch ausgearbeitet. Jede Klippe, jede Insel trat goldumrändert aus dem blauen Gewässer hervor, und die Phantasie konnte sich den furchtbaren Kampf, wo „Schiff in Schiff den ehernen Stachel einschlug, und jeder trieb den Kiel auf Feindes Kiel,“ leicht ausmalen. Des Aeschylos grandiose Schilderung, die uns Wilhelm vorlas, machte hier an Ort und Stelle doch einen andern Eindruck als im Hörsaale der Berliner Universität, wo sie uns Moritz Haupt dereinst kritisch interpretierte. Auch auf einen großen Tumulus am Strande wies Wilhelm hin, anscheinend ein Massengrab. Es war noch nicht geöffnet worden, aber Wilhelm hoffte durchzusetzen, daß die griechische Regierung es untersuchen ließe, und erwartete manchen Aufschluß davon. Wie man hört, ist die Sache inzwischen auch in die Wege geleitet worden.

Nach etwa zweistündigem Aufenthalt auf der „göttlichen Salamis“ raufchte

unser Ziel wieder zum Fährhaus zurück. Hier verzehrten wir unter dem Holzdach vor dem Hause unsre mitgenommenen Vorräte und sahen das Schlachtfeld oder vielmehr Schlachtmeer von der andern, der persischen Seite. In rascher Fahrt führten uns unsre Wagen dann zum Piräus zurück. Unsre Reisefasse war reich genug, jedem im „Volksgarten,“ dem großen Gartenlokal des Piräus, noch einen Kaffee zu gewähren, ja es wurde verkündigt, daß die Hälfte von uns sich noch die Stiefel wischen lassen dürfe. Da rief plötzlich alles nach den Lustri (Schuhputzungen), und jeder streckte seine Füße nach vorn, um zuerst dranzukommen und des dargebotnen Riesenvorteils nicht verlustig zu gehn.

Zu Fuß gingen wir dann zu dem Theater aus hellenischer Zeit, fuhren dann auf einem großen Boote quer über die kreisrunde, kleine, fast geschlossene Bucht von Zea und bewunderten an der andern Seite die Reste der antiken Schiffshäuser. Jedes Schiff hatte seinen besondern steinernen Stand und war durch eine Säulenreihe vom Nachbar getrennt. Während wir aus der perikleischen Zeit fast gar nichts von der attischen Marine wissen, kennen wir ihre Verhältnisse aus der Zeit des Xukurg (von Chäronea 338 an), aus der auch die schönen Schiffshäuser stammen, ziemlich genau. Inschriften belehren uns, daß es damals im Piräus 94, in Munychia 82, in Zea aber gar 166 segelfertig ausgerüstete Schiffe gab. Es muß also der größte Teil der Bucht von solchen Schiffshäusern umgeben gewesen sein.

Unmittelbar über Zea erhebt sich steil die Höhe von Munychia, die wir jetzt hinaufstiegen. Von oben sieht man die Häfen Athens wie auf einer Landkarte. Der weite blaue Busen von Phaleron und die kleine, sich eng an den Felsen schmiegende Bucht von Munychia lagen vor uns, Zea und in weiterer Entfernung Stadt und Hafen des Piräus hinter uns. Auch die Aussicht auf Athen, auf die braunen attischen Gebirge und auf die kühn geschwungne Küstenlinie des alten Phaleron ist unsagbar schön. Oben auf der Höhe steht ein Kirchlein des heiligen Elias, gegen das von allen Seiten neugebaute Häuser in langen Linien wie zum Sturm anrücken. In einigen Jahren wird ohne Zweifel die ganze Höhe von Munychia bebaut sein. Es wurde hier übrigens auch dem nicht militärisch geschulten Auge sofort klar, welche ungeheuern Schwierigkeiten der Angriff der dreißig Tyrannen auf die Stellung des Thrasybul hier oben haben mußte, da er auf einer von Häusern eingefassten Straße erfolgte, die eine Entwicklung der oligarchischen Übermacht verhinderte. Der Aufstieg ist in der That so steil, daß die hintern Reihen der Verteidiger über die Köpfe der vordern wegschießen können. Sehr steil war auch unser Abstieg nach dem Phaleron zu, wo wir dann von der weitausgebauten Landungsbrücke aus den köstlichen Seeduft einsogen. Gern hätten wir ein Bad genommen, aber die Seebäder waren noch nicht eröffnet. Auch waren die Plätze vor den Restaurants noch zum größten Teil leer. Denn das athenische Publikum ebenso wie das italienische hält das Meer erst von einer Temperatur an für badefähig, die es uns Nordländern schon wieder ungenießbar macht. Die Saison beginnt erst Ende Mai oder Anfang Juni.

Bevor die Freiheitsmänner unter Thrasybulos den Piräus überrumpelten,

hatten sie sich bekanntlich von Theben aus des Grenzkastells Phyle durch Überfall bemächtigt. Ein Ausflug zu diesem interessanten Punkte ist sehr lohnend, nimmt aber einen vollen Tag in Anspruch. Ich hatte im Hotel einen deutschen Gymnasialprofessor getroffen, der über Konstantinopel und Smyrna nach Athen gekommen war, und zwar in Begleitung zweier junger Leute, von denen der eine ein erst kürzlich der Schule entsprungener Student, der andre sogar noch Gymnasiast war, der sich seine Osterferien um einige Wochen hatte verlängern lassen. Wo will das noch hinaus mit unsrer Bildung, wenn sogar schon unsre Gymnasiasten Ferienreisen nach Griechenland und dem Orient unternehmen? Welche herrliche, nie geträumte Zukunft öffnet sich da unsern höhern Schulen! Diese jungen Leute trafen wir nebenbei bemerkt später während der Peloponnesreise an verschiedenen Punkten wieder, z. B. in Mykenä, Argos, Messenien. Sie hatten sich von ihrem Mentor getrennt und reisten nun auf eigne Faust im Peloponnes herum, ein nachahmenswertes Beispiel für unsre blasierten Pflastertreter und Kaffeehausjünglinge, denen schon ein Spaziergang vors Thor zu viel ist. Diese beiden Jünglinge kannten also noch vom Unterricht her das Kastell Phyle, und in ihrer Erinnerung umwitterte diese Feste wohl noch ein gewisser freiheitlicher Hauch. Sie schlugen also vor, sie zu besuchen, und wir beiden ältern waren gern zu diesem Ausflug bereit.

Ein zweispänniger Landauer führte also uns vier eines schönen Morgens hinaus in die ausgedörrte attische Ebne; die Oliven des Kephissos waren mit dicker Staublage bedeckt, der Fluß selbst, da wo wir ihn passierten, ohne einen Tropfen Wasser. *Neró tipote* (kein Wasser), seufzte unser Kutscher. Hier und da drehte ein Maultier verdrossen sein Schöpfrad. Nur Byrgos, das ehemalige Mustergut der Königin Amalie, war mit seinem dunkelgrünen Park und seinen hochragenden Cypressen eine erfreuliche Oase in der allgemeinen mattgrauen Färbung, und die Berge verliehen auch heute durch ihre plastische Feinheit, ihre Größe und Klarheit der attischen Landschaft den ihr eigentümlichen Zauber. Bald fuhren wir an den weißglänzenden Häuserchen von Spano-Viosfia vorbei in die Vorberge des Parnes hinein. Der Weg wurde hier miserabel, und bei den ersten Häusern von Chassia mußten wir aussteigen und den Wagen zurücklassen. Der Schenkwirt des Dorfes schleifte uns einen halbwüchsigen Burschen heran als den, der uns führen sollte. Nach einigem Feilschen, bei dem der Kutscher entschieden unsre Partei nahm, kamen wir auf einen Führerlohn von vier Drachmen überein. Währenddessen kamen zwei überaus häßliche Weiber mit einigen überaus schönen Stickereien an uns heran; es funkelte nur so von Goldfäden und gelber Seide. Da diese Jüngerinnen der kunst sinnigen Pallas Athene nur albanesisch sprachen, so konnten wir mit ihnen nur durch Zeichen verhandeln, auch hatten wir zum Kauf keine Lust. Denn die beiden jungen Leute hatten selbstverständlich kein Geld, der Gymnasialprofessor war unvermählt und unverlobt, hatte also keine Veranlassung, Dinge zu kaufen, die Frauen gefallen, und ich war für einen teuren Luxuskauf längst zu nüchtern und verständig. Wir brachen also das Zeichengespräch ab und traten unsern Marsch an.

Wir wanderten hier durch den alten Gau von Acharnä, dessen Bewohner in den Waldungen des Parnes als Holzfäller und Kohlenbrenner ein hartes Dasein führten, dafür aber auch als die kräftigsten und freiheitsliebendsten Bewohner Attikas bekannt waren. Gleich hinter Chassia glaubten wir auf eine Zigeunerhorde zu stoßen. Es waren aber nur die Weiber dieses Ortes, die hier ihre große Osterwäsche abhielten, die einzige, die sie im ganzen Jahre zu halten pflegen, dann aber gründlich. Hinter einer verfallnen Mauer, wo es Schutz gegen den Wind gab, brannte eine Anzahl Reisigfeuer, über denen Kessel hingen. Natürlich war in der Nähe auch eine Quelle mit Brunnen. Die beiden Stickerinnen waren noch Göttinnen gewesen gegen die Schauer- gestalten, die hier um diese Feuer ihr Wesen trieben, Wasser schleppten und auf Steinen die einzelnen Wäschestücke weiß schlugen. Jede, wie sie da war, hätte auf der Bühne als Meisterin der Hexenküche im Faust Furore gemacht. Dennoch ließen wir uns von ihnen mit Lust aus frisch gefüllten Eimern den köstlichen Labetrunk kredenzen. Denn es war schon jetzt, etwa um zehn Uhr, drückend heiß.

Nun ging es energisch den Parnes hinan. Überall blendendes Felsgrau, auf dem Wege, in den zerrissenen Schluchten, an den steilen, glatten Wänden. Hoch über uns wurde das Gebirge von der gewaltigen Felswand gekrönt, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Streitwagen „das Harma“ hieß, und die von der Akropolis aus so scharf ins Auge springt. Sie diente den athenischen Sehern als Augenpunkt für ihre Blitzbeobachtungen. Immer glatter, steiniger und steiler wurde der Weg, unser Schweiß floß bald in Strömen. Die dürftigen, von dicken Raupennestern bedeckten Kiefern gewährten keinen Schatten, und *neró tipote*. Von den buntfarbigten Anemonen, die nach den Reisebüchern hier die Thäler bedecken sollen, war schlechterdings nichts zu sehen, sogar der Rasen war „so braun und dürr,“ und meine drei Wandergenossen waren unbeschadet aller ihrer guten Eigenschaften keineswegs imstande, mir diese „Heide zum Paradiese“ umzuwandeln. Dazu hätte doch ein andres Wesen gehört.

Als eine wahre Wohlthat begrüßten wir es darum, als wir plötzlich das kleine Monastiri zur Panagia ton kliston, zur „Mutter Gottes im Engpaß“ vor uns erblickten. Tief eingebettet in einer engen Falte des Berges und von immerwährendem Wasser benetzt bot es uns mit seinen schattenspendenden Laubbäumen einen erquickenden Ruheort. Zwei steinalte „Kalogiri,“ d. i. schöne Greise — so nennen die Griechen ihre Mönche — begrüßten uns mit Händeschütteln und dem üblichen *kalós orisato* (seid willkommen) und labten uns auf dem Holzbalkon mit kühlem Wasser und reziniertem Wein. Die neben dem Wohngebäude liegende kleine Kirche war eng und dunkel und erfüllt mit dem muffigen Weihrauch- und Kerzengeruch byzantinischer Kirchen. Neben diesem unerquicklichen Hauptraum waren noch unerquicklichere Nebenräume, in deren enger Dampfsheit man kaum atmen zu können vermeinte. Welcher Grad von Stumpfsinn oder Resignation gehört dazu, in diesem verborgnen Winkel bei dürftiger vegetarischer Kost, fürchterlichem Wein und ohne geistige Anregung jahrelang zu leben und in dem dumpfen Kirchlein jahrein jahraus dieselben Litaneien herunter zu beten. Was thut man nicht alles, sich den Himmel zu

verdienen! Leider konnten wir in das Seelenleben dieser „Schöngreife“ nicht recht eindringen, da es mit dem gegenseitigen Verstehn recht schwach bestellt war. Doch verstanden wir wenigstens die Frage, ob wir Angli (Engländer) seien, und beantworteten sie gebührend. Nachher begnügte man sich, den gegenseitigen guten Willen durch Gesundheitzutrinken auszudrücken.

(Schluß folgt)



Niels Glambäf

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

Erster Teil

12



as schlimmste war, daß Niels merkte, er müsse zu viel Wein getrunken haben. Er merkte es erst draußen auf der Terrasse beim Kaffee. Er begann stark aus seiner Zigarre zu dampfen und barsch auszu-
zusehen.

Einer der jungen Volontäre trat zu ihm.

Sie sind Student? fragte er und stellte sich vor ihn.

Ja, sagte Niels und nahm höflich die Zigarre aus dem Munde.

Im, äußerte der andre und dampfte stark. „Herr im Reiche der Geister,“ was?

Ach! antwortete Niels. Aber in demselben Augenblick begriff er, daß ihm der andre zu Leibe wolle; deshalb steckte er die Zigarre wieder in den Mund und blies kräftige Rauchwolken hinaus, sodaß sie sich nun beide in die roten Gesichter dampften.

Wohnen Sie in Regensen? fragte der Praktikant und spreizte die Beine.

Ja, antwortete Niels und machte es ebenso. Aber da sich jetzt das Fräulein näherte, zog er seine Beine wieder zusammen und nahm die Zigarre aus dem Munde.

Sagen Sie mir — äh — ißt man den Fisch mit dem Messer — in Regensen? fragte der andre.

Das verstehe ich nicht, antwortete Niels. Aber der andre hatte sich schon auf dem Absatz umgedreht und entfernte sich mit höhnischem Grinsen.

Nein, das verstand ich wahrhaftig nicht, wiederholte Niels vor sich hin und begann darüber nachzugrübeln, aber nun stand Fräulein Lassen neben ihm.

Das muß ich sie fragen, dachte er und begann:

Wollen Sie mir nicht sagen — wollen Sie mir nicht sagen — jawohl, nun hatte er wahrhaftig vergessen, was er wollte! Das war das schlimmste von allem, denn nun konnte doch jedermann deutlich sehen, daß er zuviel getrunken hatte. — Und mit einer großen Anstrengung brachte er eine andre gleichgiltige Frage zusammen.

Wollen Sie mir nicht sagen, es ist wohl unter diesen hier keiner, der Student wäre?

Nein, antwortete Fräulein Lassen nachdenklich. Am ehesten noch, fuhr sie lächelnd fort, der junge Herr Keenberg dort, der Gärtner; er stammt aus einer litterarischen Familie, sagt er — und er dichtet übrigens auch selbst. Er ist erst kürzlich hierhergekommen und ist wohl noch etwas jung für sein Alter, so . . .

Wie? sagte Niels ganz zerstreut, denn nun war ihm wieder eingefallen, was er hatte fragen wollen — es war ja wegen des Fisches — ja, denn er hatte sein Messer zum Fisch essen genommen. Ob das wohl so entseßlich war, und entdeckt